

Kontext zu Weltentstehungsmythen - Boris Previšić

Z'Graggen, B. & Zürcher, B., *Previšić, B. (Hg./Ed.)* (2019). NATUR – Zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit. Wädenswil: pudelundpinscher verlag

Die Wasserschlange finden. Ein Plädoyer, auf die Natur zu hören

Im mythischen Fundus des Amazonas stossen wir auf eine Zeit, in welcher die Welt schon einmal zu verbrennen drohte. In ihr gab es nur den Tag. Keinen Sonnenuntergang, kein Sternenlicht, keine nächtliche Kühlung, keine Nachttiere, keine Nachtruhe. Die grosse Wasserschlange, die in der Tiefe des Flusses hauste, hatte eine wunderschöne Tochter, die mit grossen Kräften ausgestattet war. Die Tochter heiratete einen kräftigen Mann vom nahen Dorf am Flussufer. Ihr Mann arbeitete hart, um seine Felder fruchtbar zu halten und mit Maniok, Mais und Süßkartoffeln zu bepflanzen. Es schmerzte die Tochter, ihn und seine Stammesgenossen in der endlosen Hitze arbeiten zu sehen. Sie konnten nicht ruhen, denn es wurde nie Nacht. So schickte die Frau drei Männer aus, um von ihrer Mutter, der grossen Wasserschlange, wieder die Nacht zu erbitten, die auf dem Grund des Flusses ruhte.

In den Mythen der präkolumbianischen Zeit bildet die Natur eine Einheit von Tier-, Pflanzen- und Menschenwelt. Der Mensch kann – wie in diesem Mythos – von einer Schlange abstammen und sich in eine Pflanze verwandeln. Geschlossen ist der Kreis der Lebewesen, der Jahreszyklus mit dem Reifen der Früchte oder dem An- und Abschwellen der Flüsse. Das Ineinander von Belebtem und Unbelebtem als ständige Metamorphose.

Unsere Verantwortung

In der langen Erdgeschichte bilden die günstigen Lebensbedingungen, die wir heute endgültig verlassen, einen fast vernachlässigbaren Bruchteil. Der Mensch hat schon einige Eiszeiten erlebt, aber ohne die zivilisatorische Errungenschaft der Sesshaftigkeit und des Ackerbaus im Holozän. Die Stabilität der letzten 11'700 Jahre mit minimalen Temperaturschwankungen und konstanten Klimasystemen erlaubte die Arbeitsteilung und die Entwicklung von menschlichen Kulturen in allen Weltteilen. Die Gunst der Stunde ermöglichte eine weitreichende Prognostizierbarkeit und Wiederholbarkeit von klimatischen und vegetativen Zyklen und wiegte die Menschheit in der falschen Sicherheit, schrankenlos über ihre Lebensgrundlage verfügen und Raubbau an den Ressourcen der Erde betreiben zu können.

Die bald ein halbes Jahrtausend andauernde Dominanz des «Westens» hat sich nach der Dekolonialisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um ein Vielfaches gesteigert. Der Durchbruch einer Wirtschaftsweise, die scheinbar auf stetes Wachstum angewiesen ist, hat sich global durchgesetzt. Nur 10 % der Menschheit zerstören mehr als 50 % unserer Lebensgrundlagen, weitere 10 % mehr als weitere 30 %. Die restlichen 80 % der Menschen tragen kaum Verantwortung dafür. Jenseits von anderen Konsumgewohnheiten gibt es einen einfachen Indikator, der entscheidet, ob Sie sich zu den ersten oder zu den zweiten 10 % zählen können. Letztes Jahr haben 3 % der Weltbevölkerung ein Flugzeug benutzt, insgesamt taten dies bis jetzt 18 %. Der Rest der Weltbevölkerung ist noch nie in ein Flugzeug gestiegen. Damit stehen wir in der Tradition der kolonialistischen Expansion, ergänzt durch den neoliberalen Traum unbeschränkter Ressourcen. Wir tragen den Grossteil der Verantwortung für die sich abzeichnende Klimakatastrophe, vor der die Naturwissenschaft einstimmig warnt.

Der Raubbau an der Biosphäre

Naturwissenschaft ist diejenige Wissenschaft, welche «Natur» zu ihrem «Gegenstand» erklärte und spätestens im 18. Jahrhundert begann, diese zu kategorisieren, zu systematisieren und zu quantifizieren. Dennoch ist es verfehlt, die «Objektivierung» der Natur als Ursünde unseres zerstörerischen Umgangs zu bezeichnen. Zweifellos ging der kolonialistischen Erschliessung oftmals eine wissenschaftliche Erschliessung voraus. Daran waren aber alle Wissenschaften – auch die traditionellen Geisteswissenschaften – beteiligt. Die jüngste Geschichte der Biologie oder der Klimawissenschaft führt uns deutlich vor Augen, wie fieberhaft nach überlebenswichtigen systemischen Zusammenhängen geforscht wird, bevor wir sie gänzlich zerstört haben.

Zum Wettlauf gegen die Zeit gehört die Entdeckung endemischer Arten, die am Anfang von Nahrungsketten stehen. Wie bereits die Naturforscher Buffon, Linné oder Humboldt richtig feststellten, sind die kleinsten Organismen für den Erhalt unserer fragilen Biosphäre existenziell.

Selbst heute tappt man noch weitgehend im Dunkeln, wenn es um das Erforschen der dünnen Humusschicht geht, welche die Landmassen unseres Planeten überzieht. Sie bildet die Basis für das Leben und hat über Jahrtausende unser Klima stabilisiert. Doch kann sie plötzlich ins Gegenteil kippen und zu einer wesentlichen Klimatreiberin werden, sobald sie in Form von Permafrostboden schmilzt oder austrocknet. Dasselbe gilt für die Weltmeere und ihre Übersäuerung durch die übermässige Absorption von Kohlendioxid.

Selbstverstärkung der klimatischen Unplanbarkeit

Derselbe Befund gilt für die Atmosphäre. Erst seit einigen Jahren weiss der Mensch um den Zusammenhang zwischen der kühlenden Albedo an den Polarkappen und der daraus resultierenden Temperaturdifferenz zu den tropischen Breiten. Diese Differenz ist verantwortlich für die Jetstreams im Übergang von der Troposphäre zur Stratosphäre, die für stabile Klimaverhältnisse so wichtig sind. Die Jetstreams in West-Ost-Richtung trennen die verschiedenen Klimazonen voneinander. Wird der Isolationswert der Atmosphäre derart massiv erhöht, wie das gegenwärtig durch die Klimagase erfolgt, schmilzt nicht nur das Eis des Nordpolarmeers weg.

Es folgt ein ganzer Rattenschwanz an Rückkopplungseffekten: Es wird überproportional wärmer in den Polarregionen, die Temperaturdifferenz zu den tropischen Breiten sinkt, die Jetstreams lassen nach und die Luft steht. So kann sie viel mehr Feuchtigkeit aufnehmen; die Hochdruckgebiete bleiben stationär mit der Wirkung, dass tropische oder polare Luft wegen fehlender Durchmischung in gemässigte Breitengrade gelangt – falls man noch von solchen sprechen kann: Überschwemmungen, Trockenheit, ja selbst grössere Schneemengen in der Höhe sind die Folgen davon. Der Klimawandel macht das Wetter unberechenbar. Wann sprechen wir nicht nur über diesen Zusammenhang, sondern übernehmen wir dafür die Verantwortung, persönlich, politisch und ökonomisch?

Nehmen wir wahr?

Im ersten Teil seiner Romantrilogie *Amazonas* (1937) beschreibt Alfred Döblin, wie der aus Granada stammende Jurist und Eroberer Jiménes Quesada mit seiner Truppe 1536 auf der Suche nach Gold und neuem Land in den Tropenwald eindringt. Bald entpuppt sich die Vegetation als Hindernis, die Expedition als Überlebenskampf. Überall, wo die Truppe durchkommt, leiden und brüllen die Wesen vor Schmerz: Bäume, Winde, Tiere, Vögel. Doch die «Schänder» schreiten hindurch und nehmen nichts wahr – so wie wir. Solange wir weiterhin auf Ressourcen zurückgreifen, die nicht regenerierbar sind, sondern vor mehr als 300 Millionen Jahren eingelagert worden sind, solange wir die Grenzen der natürlichen Zyklen nicht wahrnehmen, setzen wir den kolonialistischen Raubbau ungehindert und ungebremster denn je fort.

Der Natur mögen aus der historischen Betrachtung heraus noch immer die Eigenschaften Wildnis, göttlicher Verlassenheit und Erhabenheit zugeschrieben werden. Doch als einziger Lebensraum der Menschheit ist die höchst verletzliche und begrenzte Biosphäre nicht zu verwechseln mit der Unendlichkeit des Universums. Im Gegenteil: Heute sind nur noch 30 % aller Vögel wild, die restlichen sind Nutztiere, die der Mensch als Geflügel züchtet. Noch drastischer fällt die Bilanz bei den Säugetieren aus: 60 % entfallen auf Nutztiere wie Schweine oder Rinder, 36 % auf den Menschen selber. Lediglich 4 % davon sind noch Wildtiere.

Die exponentielle Zunahme der menschlichen Nutzung natürlicher Ressourcen stellte vielleicht zu Beginn der Dekolonialisierung in den 1950er Jahren noch kein ernsthaftes Problem dar. Heute liegt der Verschleiss auf einem derart hohen Niveau, dass jeder Tag entscheidend sein könnte, an dem man früher handelt, bevor unser Planet für Fauna und Flora, aber auch für uns nicht mehr lebbar ist. Am Wachstum, das seine Grenzen überschritten hat, ist nicht in erster Linie die Zunahme der Weltbevölkerung schuld, sondern der unbändige Konsum einiger Weniger. Seit 1950 hat sich der Klimagasausstoss pro Jahr versiebenfacht, die Weltbevölkerung hingegen verdreifacht. Doch im Flugzeug nehmen wir den Ausstoss an Klimagasen nicht wahr. Lassen sie einfach hinter uns – wie Quesadas Truppe.

Fünf nach zwölf

Amazonas und Alpen sind der sich anbahnenden Klimakatastrophe besonders ausgesetzt. In beiden Regionen hat die gegenseitige Verzahnung von Natur- und Zivilisationsraum – historisch besehen – die Biodiversität erhöht: Denken wir nur an den Aufbau von fruchtbarener Biomasse in Form von Terra Preta, einer Art von anaerob und mit Pflanzenkohle hergestelltem Kompost, mit dem die präkolumbianische Bevölkerung im Amazonas ihre Felder düngte und der noch heute in Form mächtiger Humusschichten neben dem dünnen Ferralsol des Tropenwalds von dieser nachhaltigen Zivilisationsform zeugt. Oder denken wir an die vielfältige Flora der Alpenwiesen, welche seit über tausend Jahren den vergleichsweise artenarmen Nadelwald durchsetzen und Lebensraum für eine reichere Fauna bieten.

Umso gravierender sind die Folgen einer rücksichtslosen Bewirtschaftung und eines rabiaten Raubbaus in diesen Zonen. Ihre Fragilität zeigt sich heute in Waldbränden und Bergstürzen, im Schwinden von Gletschern und Artenvielfalt. Ihr Leiden dürfen wir nicht mehr überhören – wie einst Quesadas Truppe. Ihr Austrocknen, ihr Schmelzen, ihr Verschwinden. Die Wahrnehmung ist nicht mehr einfach ästhetische Beschäftigung mit Oberflächen und Kombinationen. Wahrnehmung verbindet uns mit dem Leben und Leiden, von dem wir direkt abhängen.

So ist Natur nicht nur wissenschaftliches Objekt, sondern wird erfahrbar als unser akut gefährdeter Lebensraum, den es nur einmal gibt. Natur wird zum Subjekt unseres Handelns; und wir werden Objekt ihrer Grenzen, die wir schon lange überschritten haben. Nachhaltig sind nur in den Zyklus integrierte Lebensformen. Die Mär vom Kohlendioxidbudget hat heute im wissenschaftlichen und politischen Diskurs keine Berechtigung mehr. 1987 haben wir den Grenzwert von 350 Teilen CO₂ auf eine Million (ppm) überschritten und damit auch die klimatischen Zyklen durchbrochen. Vor mehr als dreissig Jahren hatten wir noch die Möglichkeit, das Klimasystem nicht kollabieren zu lassen. Heute ist es definitiv zu spät, ausser wir lassen uns auf die einzige Rettung ein, Ressourcen im riesigen Ausmass zurückzugeben. Dafür müssten wir die grosse Wasserschlange finden.

Ruhe

Die drei ausgesandten Männer fanden schliesslich die grosse Wasserschlange eingerollt in ihrem Nest am Fluss. Nur mit Mühe gelang es ihnen, die Schlange zu wecken und sie zu bitten, ihre Tochter mit ihrem Mann und die Menschheit vom ewigen Tag zu befreien. Die grosse Wasserschlange liess sich nicht zweimal bitten, für ihre Tochter einzustehen, und begab sich auf den Grund des Flusses. Nach mehr als einer Stunde tauchte sie wieder auf mit einer grossen Nuss des Tucumä-Baums und übergab sie den drei Männern. Sie warnte aber davor, die Nuss zu öffnen, da sich gleich alles verdunkle. Einzig ihre Tochter wisse mit den Geistern umzugehen.

Wie es kommen musste, hörten die drei Männer auf dem Rückweg ins Dorf Geräusche in der Nuss. Aus Neugier öffneten sie die Nuss, und alles verdunkelte sich auf der Stelle. Der Mann der wunderschönen Wasserschlängentochter erschrak heftig. Der Sack unter seiner Hängematte verwandelte sich in einen Jaguar mit Nachtaugen, das Kanu am Fluss in eine Ente, das Seil in eine Anakonda. So rief der Ehemann seine Frau zu Hilfe. Sie riss sich ein Haarbüschel aus, trennte damit Tag und Nacht und verzauberte die drei Männer in Esel. Seither ruhen sie in den Rhythmen der Nachtiere. Und jedes Mal, wenn sie wieder aufwacht, sammelt sie mit ihrem Haar die Nacht ein und versorgt sie in der Nuss.

Literaturhinweise

Philippe Descola, *L'écologie des autres. L'anthropologie et la question de la nature*, Versailles: Editions Quæ 2011 / Die Ökologie der Anderen. Die Anthropologie und die Frage der Natur, Berlin: Matthes & Seitz 2014.

Bruno Latour, *Où atterrir? Comment s'orienter en politique*. Paris: La Découverte 2017 / Das terrestrische Manifest, Berlin: Suhrkamp 2018.

Johan Rockström et al., *Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity*. In: *Ecology and Society*, 2009, Band 14, Ausgabe 2, Artikel 32.